Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Der Arbeitsmarkt“. Preis pro Monat 60 Pf., bei Geschäftsstellung in der Ausgabestelle 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6062) pro Vierteljahr M. 2.25. Unser Preisband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
an Wochentagen von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Einrückung entsprechender Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftsstunden von morgens 8 bis abends halb 6 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1709.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 156. | Dresden, Donnerstag den 10. Juli 1902. | 13. Jahrg.

Die bayrische Wahlrechtsfrage.

VI.

Alles oder nichts.

Vom Vorwärts und von Bebel darf man erwarten, daß sie loyal Irrtümer eingestehen und Beschuldigungen zurücknehmen, wenn sie eines Besseren belehrt sind. Parvus und Rosa Luxemburg haben dagegen meines Wissens noch niemals einen ihrer zahlreichen Irrtümer und schiefen Beurteilungen zugegeben; wie sollten sie diesmal eine Ausnahme machen! Noch ihrer Annahme giebt es nur zwei deutsche zielbewußte Sozialdemokraten und das sind sie selbst. Was außer ihnen auf deutschem Boden noch herumwimmelt und sich um die Herbeiführung des Sozialismus und die Propagierung unserer Klassenforderungen müht, ist, wohl auch Kautsky gelegentlich eingeschlossen, vom Wurm des Opportunismus angefressen und drauf und dran, tagtäglich am „Ruin“ der Partei zu arbeiten. Mit den Trägern einer solchen Vorstellungswelt sich gesondert auseinander zu setzen, lohnt nicht; das um so weniger, als sie sich erstens von Jahr zu Jahr mehr selber um Ruf und Ansehen schreiben und als es sich zweitens hier im Grunde um die seit Bernsteins Erklärung in Stuttgart theoretisch wieder und wieder ventilierte Frage dreht: Alles oder nichts?

Parvus und Rosa Luxemburg kennen nur dies eine inhaltarme „oder“; die sozialdemokratische Praxis nimmt aber seit Jahrzehnten das, was sie bekommen kann, wenn der Vorbehalt dabei gesichert ist, daß sie kein Titelchen ihrer Grundsätze und Ziele aufzugeben oder zu verleugnen braucht.

Daß diese in unserem Falle intakt geblieben, bestreitet Bebel allerdings. Er behauptet sogar, daß „auf alle grundsätzlichen Forderungen Verzicht geleistet“ und daß die Fraktion „den politischen Gegnern bis zur Selbstentmannung entgegengekommen“ ist. Soweit Bebel geglaubt hat, dafür Beweise beigebracht zu haben, sind diese nach unserer Meinung für jeden objektiv Denkenden bis zur Unsichtbarkeit verflüchtigt worden. Folglich bleibt nichts übrig als festzustellen, daß sich Bebel im Uebereifer seines Temperaments zu strikteisten Gegensatze zu seinem eigenen parlamentarischen Verhalten auf die Frage „Alles oder nichts“ festgebissen hat, eine Frage, die so revolutionär klingen kann, wie sie reaktionär auszuschlagen pflegt.

Oder hat nicht Bebel in jahrzehntelanger parlamentarischer Arbeit um jede kleine Erleichterung und Verbesserung, um jeden kleinen Fortschritt einen heißen Kampf geführt? Hat er nicht z. B. mit der ganzen sozialdemokratischen Reichstagsfraktion für die Novelle für Alters- und Invaliditätsversicherung gestimmt, wiewohl auch hier die besten sozialdemokratischen Anträge abgelehnt worden, wiewohl auch hier neben Verbesserungen offenbare Verschlechterungen zu verzeichnen waren, lediglich weil die Verbesserungen die Verschlechterungen überwogen? Und nun will er der bayrischen Landtagsfraktion als Verbrechen an den Prinzipien der Partei anrechnen, daß sie in einer weit schwierigeren Lage, in der auf ihre Stellungnahme alles ankam, das Gleiche gethan, was er an sich selbst und der Reichstagsfraktion als nicht tadelnswert befunden hat!

Die Thatsache, daß er es versucht, wirkt wie ein unerklärliches Rätsel; es müßte denn sein, daß man annähme, es handle sich um einen Rückfall in die Zeit, in der Bebel das allgemeine gleiche geheime und direkte Wahlrecht für eine unbrauchbare und nutzlose Waffe in den Händen des Proletariats hielt und danach wertete.

Es ist nicht angenehm, daß man in eine so ferne, unentwickelte Epoche flüchten muß; unangenehm nicht für denjenigen, der da nach einer Erklärung sucht, sondern für denjenigen, der das Rätsel aufgiebt und der für sich das Ansinnen eines Konfalls in Anspruch nimmt, der darüber zu wachen hat, daß der Partei kein Schaden geschieht. Wir sind an sich die ersten, die August Bebel in Anbetracht seiner hohen Begabung und seiner unsterblichen Verdienste um die Partei dieses Amt mit Freuden anvertrauen, als unerläßliche Vorbedingung gehört dazu aber, daß der Konsul sich immer und überall der Pflichten bewußt ist, die ihm eine so hohe und einflußreiche Stellung auferlegen. Das will sagen, daß er nicht mit unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen Verwirrung stiftet, daß er nicht Parteigenossen, die es ebenso ehrlich wie er selbst mit der Partei, ihren Grundsätzen und Zielen meinen, durch schwere unmotivierte Kränkungen aufs tiefste verletzt, und daß er dadurch nicht ohne jede Not Kämpfe entfesselt, die der Partei nicht zum Nutzen und zur Stärkung dienen können.

Was ein Konsul nicht thun darf, das hat Bebel in unserem Falle weidlich vollbracht. Und deshalb gilt es nicht von der bayrischen Landtagsfraktion, womit Bebel in der Neuen Zeit schlicht, daß sie „sich vom Teufel der Staatsmännischkeit verführen ließ, zu thun, was sie niemals hätte thun dürfen“, sondern es gilt doppelt und dreifach von August Bebel, womit wir schließen: daß er sich vom Teufel alter Antipathie und vom kritischen Uebereifer hat verführen lassen, zu thun, was er niemals hätte thun dürfen!

Eoto.

Politische Uebersicht.

Hundstagsphantasien.

Die Siedeglut der Hundstage bringt die Gehirne der Reaktionäre in verdächtige Wallungen. Die zollwütigen Mitglieder der Zollkommission verfallen schon auf abstruse Attentatsgedanken. Eine aus konservativen Quellen schöpfende Parlamentskorrespondenz schreibt:

„Die Mehrheit der Kommission ist gewillt, falls die sozialdemokratischen Redner nicht davon Abstand nehmen wollen, stundenlange Reden über Zollfreiheit zu halten, die nur den Zweck haben, die Verhandlungen unnötig aufzuhalten und die Mitglieder zu ermüden, Aenderungen für die Geschäftsordnung vorzunehmen. Diese sollen dahin gehen, daß für jeden Redner eine bestimmte Zeit (20 bis 30 Minuten im Höchstfalle) angesetzt wird, die der Redner nicht überschreiten darf, widrigenfalls der Vorsitzende das Recht hat, ihm das Wort zu entziehen. Der Vorsitzende soll den Redner nach Ablauf der festgesetzten Zeit darauf aufmerksam machen, daß die Zeit um sei und ihm das Wort entziehen, falls er in weiteren zwei bis drei Minuten seine Rede nicht beendigt. Privatim sind die sozialdemokratischen Mitglieder von dieser Neuerung in Kenntnis gesetzt worden, um ihnen den Vorwand einer Ueberrumpelung aus der Hand zu nehmen. Sollten jedoch die Sozialdemokraten ein Einsehen nicht haben, so wird zwar in einer der nächsten Sitzungen eine langwierige Geschäftsordnungsdebatte entstehen, die abgeänderte Geschäftsordnung von der Mehrheit aber akzeptiert werden. Es ist selbstverständlich, daß die neue Geschäftsordnung für alle Redner und für die Dauer der Verhandlungen besteht, ihr werden sich auch die rechtsstehenden Parteien und das Zentrum bei der Beratung der Getreidezölle in der zweiten Lesung unterwerfen. Es verlautet, daß man für das Plenum ähnliche Neuerungen vornehmen will.“

Die Behauptung, daß die Vertreter unserer Partei „privatim“ von den Angriffsphantasien der Reaktionäre in Kenntnis gesetzt worden seien, wird vom Vorwärts sofort widerlegt. Sozialdemokratische Abgeordnete denken gar nicht daran, derartige Geständnisse in aller Gemütlichkeit und Herzlichkeit wie eine schüchterne Liebeserklärung entgegenzunehmen. Die Reaktionäre sollten nur einmal probieren, mit derartigen Anschlägen herauszukommen — sie würden ihr blaues Wunder erleben. In der Zollkommission sind alte Kampen von uns, deren sogar zum Teil schon gelungen ist, den „Großglockner“ Singer auf den Parteitagen um eine Handvoll Minuten bei beschränktester Redezeit zu „prellen“; und die sollten nicht mit einem Rettich oder Radiche fertig werden?! Aber vorläufig ist es auch gar noch nicht so weit. Die Nervosität der Zollwucherer wirkt erfrischend auf uns. Je aufgeregter die Agrarier und ihre Helfershelfer werden, um so besser steht unsere Sache.

Freisinnige Zuverlässigkeit.

In Bayreuth steht für diesen Freitag die Stichwahl zwischen unserem Kandidaten Hugel und dem nationalliberalen, „gemäßigt“ zollwucherischen Kandidaten Hagen an. Für Herrn Hagen sind die 3300 Stimmen der Landbündler sicher. Wir sind angewiesen auf etwa noch vorhandene eigene Reserven und auf die — Freisinnigen. Die Entscheidung sollte diesen Leuten nicht schwer fallen: Der ganze Wahlkampf drehte sich um die Zollfrage. Für oder gegen den Brotwucher, das war die Losung. Dazu kommt noch, daß der Sieg eines Zollwucherfeindes in diesem stark agrarischen Wahlkreise eine erhebliche moralische Bedeutung haben würde.

Nach alledem darf man also wohl annehmen, daß die Freisinnigen auf energische Unterstützung des sozialdemokratischen Kandidaten drängen? Das gerade Gegenteil ist der Fall! Dem schmählichen Verrat, den sie so oft schon übten, scheinen die Freisinnigen einen neuen hinzufügen zu wollen. Vielleicht wird es auch in Bayreuth unter den freisinnigen Wählern eine Reihe von einsichtigen und überzeugungstreuen Männern geben, die in der Stichwahl ihre Pflicht thun, aber die freisinnigen Führer und die freisinnige Presse zeigt sich wieder einmal in ihrer ganzen jämmerlichen und verächtlichen Wischiwaschigkeit! Die freisinnige Presse im Wahlkreise nimmt eine mehr als zweideutige Haltung ein, die führenden Organe der Partei in Berlin und Bayern thun so, als ob das, was in Oberfranken vorgeht, den Mann im Monde mehr angänge als die freisinnige Volkspartei. Eugen Richters Freisinnige Zeitung hat die schlaue Entdeckung gemacht, daß die Entscheidung im Stichwahlkampfe von den 3000 Wählern abhänge, die bei der Hauptwahl noch nicht geschlossen haben! Eine Partei, die von der Sozialdemokratie fordert, daß sie in Wahlkreisen, wo sie die stärkste Partei ist, zu Gunsten der freisinnigen Volkspartei von der Aufstellung von Kandidaten abstehen solle, hält nicht für

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(34. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Die Kinder vergaßen ihren Schwur viele Jahre nicht, immer wieder fanden sie sich zusammen, um einander die teuren Verstorbenen zu ersetzen; und als das heranblühende Mädchen zuerst über die Narretei zu lächeln begann und dem Jüngling ihr Lächeln mitteilte, da trat ganz sachte an Stelle ihres thörichten Gelöbnisses ein ernsteres Gefühl, welches dem Jünglinge wenigstens viel zu schaffen machte. Daß es Liebe sei, was er für Johanna empfand, hätte er vielleicht immer noch nicht erfahren, wenn Achim nicht dazwischen getreten wäre. Der kleine Kadett, der nur selten auf Urlaub zur Mutter kam, denn aber allerdings täglich mit Richard zusammentraf, war ein lustiger und unermüdlicher Spielgenosse, trotzdem er noch um ein Jahr jünger war als das Mädchen; aber ab und zu schoß ihm der Kamm von seinem Standesbewußtsein, und einmal, im Garten, am Grabe des vergessenen Sperlings, das sie jetzt ihr Hünengrab nannten, schwur er bei den Gebeinen seines hier unten ruhenden Verfahren, daß Johanna niemals die Frau eines Bürgerlichen werden dürfe.

Johanna lachte den Bruder zwar aus und Richard wagte, ihn einen dummen Jungen zu nennen, aber beide hatten ihre Unbefangenheit verloren, ihr Zusammensein gewann einen anderen Inhalt, die Menschen und die Natur veränderte ihr Ansehen.

Der Frühling und der Herbst wurden die toten Jahreszeiten, aber zur Sommerszeit im Garten und von Weihnachten ab beim Schlittschuhlaufen auf dem Neuen See da setzte die junge Liebe plötzlich immer neue Wurzeln, und war erstarkte sie im Winter immer am schnellsten. Im großen Park hinter dem Hause waren sie zu viel allein gelassen; da schwatzten sie sich und plauderten noch am unbefangensten von ihrem deutschen Aufsatz und anderen gelehrten Dingen; doch auf dem Eise, beim Schmettern der Militärmusik, beim Durcheinander der Schlittschuhläufer, da zogen sie unzertrennlich ihre Bogenlinien, da flogen sie in Schlangenwindungen durch das dichteste Gewühl, da fanden sie durch alle Schwierigkeiten ihren Weg, da wagten sie, mitten unter dem Menschenhaufen es einander mit den Augen zuzulachen, daß sie sich liebten; zu einer Erklärung kam es nicht. Seltener, immer seltener bekam er dann das schöne Fräulein Johanna zu sehen, scheuer und scheuer betrachtete Richard seine zukünftige Braut, nur noch einmal wechselten sie einen Kuß, am Abende vor seiner Abreise nach England.

Diesmal brauchte Leontine seine Puppen nicht zu suchen; das Spiel hatte ihm eingeleuchtet, und ganz tapfer wendete er mit seinen beiden Händen das schöne Haupt sich zu, um sich die alte Liebe aus der Seele küssen zu lassen, und auch jener letzte Verlobungskuß Johannas hielt den Vergleich mit dieser wilden Glut nicht aus; nun erfuhr er, wie thöricht seine Angedacht zu Wodkenlippen gewesen war. Das waren endlich Küsse, die berauschten. Er war so hingerissen von der Wirkung seiner Beichte, daß er seine Absicht ganz darüber vergaß; so mußte jetzt Leontine, als sie, beide müde vom Laufen, lächelnd neben einander saßen, wieder zu fragen anfangen, und schnell, mit schmerzlichem Zorn, erzählte Richard, was sich seit seiner Rückkehr ereignet hatte: Johannas beleidigenden Empfang, seine Entdeckung, daß sie den Maler Modell stehe, sein Mitleid mit dem armen Kinde, das ihm vor wenigen Tagen Schreiberdienste angeboten hatte, sein Entsetzen vor dem frechen Bilde Diffelhofs und den Tod aller seiner Hoffnungen, als er heute das arme Mädchen zum zweitenmal vor aller Welt bloßgestellt sah in dem gut gemeinten Auftrage der „Fanfare“.

Nur das eine verschwieg er, daß er selbst Johannas Bildnis gekauft und dem Maler mit einem Auftrage zurückgeschickt hatte.

Leontine mußte die ganze Gewalt aufwenden, die sie über sich selbst besaß, um den Sturm nicht zu verraten, der sie während dieser Stunde bewegte; nur in einem durfte sie mehr sein, in der wachsenden Leidenschaft, mit der sie Richard zu immer wilderen Küssen verlockte und mit der sie ihn, als er jetzt, weinend vor Liebe und Glut, mit ihren Armen fesselte, immer begehrenswerter erschien ihr diese reine Seele, dieser thörichte Mensch, der mit seinen Gefühlen spielen ließ wie ein Knabe. Vergessen waren ihre klugen Vorsätze, nur dem verlorenen Kinde, in den Unarmen dieses seltsamen Mannjünglings wollte sie sich selbst wiederfinden und rein werden, in ihm wollte sie das Glück an ihre Seite zwingen und die Welt verlachen, nicht mehr mit dem alten, bösen Hohn ihrer überlegenen, gemeinen Klugheit, nein, mit der neugeborenen Heiterkeit eines jungen, jungen Kindersinnes; und sie trotzte sich gar nicht, warum dieses Glück ihr immer nur als Zukunftsbild erschienen, warum sie sich nicht hier, jetzt, an seiner Gegenwart erfreute. Auch daran war wieder nur die andere schuld, diese andere, die sie schon längst gehaßt zu haben glaubte, gegen die sich aber in dieser Stunde eine ungeahnte Rachelust in ihr aufsammelte. Leontine begriff, daß sie das Glück der Zukunft teuer erkaufen mußte; aber die andere sollte es bezahlen.

Dreimal hatte man, seitdem sie allein waren, ein leises Klingeln vernommen, und jedesmal war Richard erschreckt von der Hausfrau zurückgewichen. Immer wieder hatte Leontinens Lächeln daran erinnern müssen, daß kein Gast und kein Diener sie stören dürfte. Jetzt klingelte es zweimal rasch nach einander in scharfen, kurzen Schlägen.

„Das ist Dein Vater,“ sagte Leontine, sich aufrichtend, „den wollen wir herein lassen, unsere Vereinigung wird ihn glücklich machen.“

Und sie that einige Schritte, um die Klingel neben ihrem Schreibtische zu berühren. Hastig sprang Richard auf und hielt sie zurück.

„Nur jetzt nicht,“ rief er und faßte ihre Hände, „ich will mit Dir allein bleiben!“

„Es ist Dein Vater!“ rief Leontine. Sie war ihrer Macht wohl sicher; dennoch wünschte sie, Richards Vater zum Zeugen einer förmlichen Verlobung hier zu haben.

„Nein, ich will niemand sehen,“ sagte Richard heftig, „ich will in dieser Stunde kein Wort vernehmen von der Welt da draußen!“

Leontine stand mit gekreuzten Armen vor ihm.

„Hab doch,“ sagte sie mit ruhigem Ernst, „wird die Welt, wenn sie jetzt um ist, erfahren müssen, was wir einander geworden sind, und Dein Vater sollte schon jetzt darum wissen.“

Und als Richard unbeweglich vor ihr stehen blieb und sie wie in seinen Erinnerungen verloren anstarrte, sagte sie

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020710/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG